

Che vuoi ?

03 / 2011

Kurier des Lacan Seminar Zürich



Inhalt

Editorial	2
Neues aus Italien: Die Psychoanalyse vor Gericht	2
In der Diskussion:	
"Die Wahrheit ist hier, der Spaß in einer anderen Welt". Robert Pfaller im Gespräch mit Oliver Frommel	3
„Das Inzestverbot ist verfassungswidrig. Ein Gespräch mit dem Strafrechtler David Gibor	8
Ein Fall von verbotener Geschwisterliebe vor dem Europäischen Gerichtshof	10
Buchbesprechungen:	
Hans Keilson: Da steht mein Haus. Erinnerungen. (Volker Weidemann)	10
Kommende Veranstaltungen	13

Editorial

Das Lacan Seminar Zürich hat einen neuen Abschnitt in seiner Geschichte begonnen; nicht nur sind neue, junge Mitglieder beigetreten, sondern auch der Vorstand hat sich so verjüngt, dass man von einem Generationenwechsel sprechen kann. Ein Prosit auf den neuen Vorstand!

Diese Nummer beginnt mit einer Nachricht aus Italien, die keinen Psychoanalytiker freuen wird. Ein Gericht hat nicht akzeptiert, dass die Psychoanalyse ein eigener Diskurs mit besonderen Regeln und Voraussetzungen ist; es hat sie unter die Psychotherapie subsumiert. Das Urteil muss all denen zu denken geben, die sich dafür engagieren, dass die Psychoanalyse ihren eigenen Diskurs nach eigenen Konditionen realisieren kann, gewiss nicht in einem rechtsfreien Raum, aber auch nicht innerhalb des medizinischen Bereichs.

Es folgen zwei Diskussionsbeiträge und eine Buchbesprechung: Robert Pfaller äußert sich zu seiner in seinem Buch "Wofür es sich zu Leben lohnt — Elemente einer materialistischen Philosophie" dargelegten Analyse unserer heutigen Gesellschaft.

Danach wird die im *che vuoi* 4/2010 begonnene Thematisierung des Inzestverbots, genauer: der Abschaffung des Art. 213 des Strafgesetzbuches, der das Inzestverbot beinhaltet, mit zwei Beiträgen, einem Gespräch mit dem Strafrechtler David Gibor und einer Nachricht über einen Fall von verbotener Geschwisterliebe, der nun vom Europäischen Gerichtshof beurteilt wird, weitergeführt.

Es folgt eine Besprechung des Buches des 101-jährigen Hans Keilson, betitelt mit „Da steht mein Haus. Erinnerungen“.

Peter Widmer

Neues aus Italien: Die Psychoanalyse vor Gericht

Am 23. März 2011 hat die VI. Abteilung des Italienischen Kassationsgerichts ein Urteil gegen die freie Ausübung der Psychoanalyse in Italien ausgesprochen, demzufolge eine Psychoanalytikerin für ihre Praxis der Laien-Analyse gerichtlich verfolgt wird.

In diesem Urteil heißt es z.B., die Ausübung der Aktivität des Psychotherapeuten sei einer besonderen beruflichen Ausbildung unterstellt, die mindestens 4 Jahre dauere und eine Einschreibung in den Stand der Psychologen oder der Mediziner erfordere. Die Psychoanalyse sei eine Psychotherapie, die sich von den anderen möglichen Methoden dadurch unterscheidet, dass sie mentale, emotionale und verhaltensbezogene Störungen beseitigt („*rimuovere*“, auch: verdrängen (!)). Die Ausübung der Psychoanalyse werde nicht unter den liberalen Berufen aufgeführt und benötige eine besondere Ermächtigung durch den Staat.

Damit spricht diese gerichtliche Instanz eindeutig der Medizinalisierung der Psychoanalyse das Wort, was explizit dadurch bestätigt wird, dass in diesem Urteil gesagt wird, es gehe um Heilung (z.B. der Anorexie). Selbst das Gespräch (*colloquio*) wird als medizinischer Akt aufgefasst. Damit werden alle Schwierigkeiten und Probleme, die Anlass geben, Psychoanalytiker aufzusuchen, unter die Kategorie der Krankheit subsumiert.

Wer mehr dazu wissen möchte, kann folgende Seiten konsultieren: <www.manifestoperlapsicanalisi.it>, <www.manifestoperladifesadellapsicanalisi.it>, oder sich an Alessandra Guerra, Psychoanalytikerin in Ravenna, wenden (<alessandraguerra4@tin.it>). Es existiert auch eine französische Übersetzung ihres Kommentars von Christine Dal Bon. Dieser kann bei mir (pw) angefordert werden.

In der Diskussion

"Die Wahrheit ist hier, der Spaß in einer anderen Welt"

Der Philosoph Robert Pfaller über Hedonismus, die neue Lust an der Askese und die paranoid-narzisstische Gesellschaft. Ein Gespräch mit [Oliver Frommel](#)

In Ihrem Buch beschreiben Sie unsere Gesellschaft als zwanghaft asketisch, andere sprechen eher von einer hedonistischen Spaßgesellschaft. Wie gelangen Sie zu dieser Einschätzung?

Robert Pfaller: Ich glaube, dass unser Selbstverständnis da zutiefst trügerisch ist. Die Grundregel des Materialismus ist, das Sein niemals mit seinem Selbstbewusstsein zu verwechseln, also nicht den Selbstverständnissen der Kultur zu folgen, die man analysiert. Ich glaube, dass unsere Kultur im Gegensatz zu ihrem hedonistischen Selbstbild zunehmend dazu tendiert, Lust durch Selbstachtung zu ersetzen. So kommt es dann auch dazu, dass Lust stark diffamiert ist, sie ist dann bloßer Spaß und so weiter, aber nicht mehr.

Das ist sozusagen die grundlegende metaphysische Operation, dass man nicht wie der Materialismus mit einer Welt operiert, in der sich das Leben lohnen muss. Stattdessen schafft man zwei Welten. Die Wahrheit gehört in eine ideale Welt, der Spaß ist hier, aber dann auch schon verblödet. Gegen diese Zweiteilung muss man sich wehren. In dieser Hinsicht sind die Anhänger der Spaßgesellschaft Komplizen der finstersten Metaphysiker, die sagen, die Wahrheit ist hier und der Spaß dann in der anderen Welt. Während eine materialistische Haltung von der Wahrheitsfähigkeit des Scherzes ausgeht.

Was ist mit der materialistischen Haltung genau gemeint?

Robert Pfaller: Man muss den Materialismus vor allem als eine Art Ethik beschreiben, die danach fragt: Gibt es nun eigentlich noch ein gutes Leben vor dem Tod? So einfach diese Frage ist und so einfach auch die Antwort auf die Frage ist, wofür es sich zu leben lohnt, so selten ist es derzeit auch, sie zu stellen. Wir werden permanent abgelenkt mit pseudopolitischen Engagements, die uns relativ viel Selbstachtung verschaffen. Wir sehen ein, dass wir die Umwelt retten müssen, dass wir etwas für die Sicherheit tun müssen und fügen uns dann diesen Vernunftgeboten, aber es wäre ratsam, ein bisschen mehr Renitenz und eine Kultur des Zögerns zu praktizieren, die zuerst einmal auf den Tisch klopft und fragt: "Halt, wo bleibt mein gutes Leben?"

Wenn Sie von "wir" sprechen, wer ist dann hier das Subjekt?

Robert Pfaller: Wir haben in den letzten 20 Jahren eine Verschlechterung von Lebensqualität in reichen westlichen Gesellschaften erlebt: Vor 20 Jahren konnte man noch deutlich freier studieren, die Universität war noch nicht solchen Ökonomisierungszwängen unterworfen, es wurde nicht laufend geprüft, die Studenten hatten auch mal die Gelegenheit ein ganzes Buch zu lesen — heute schließen sie ganze Philosophiestudien ab, ohne je ein Buch ganz gelesen zu haben.

Das gibt es in viele anderen Bereichen ja auch. Man konnte am Abend den Fernseher einschalten und sich relativ sicher sein, irgendwo einen guten Film zu erwischen, heute ist das nahezu unmöglich. Es hat sich vieles verschlechtert und vielen Menschen ist der Zugang zu elementaren Gütern, die nicht allzu kostspielig sind, relativ erschwert. Diese Beraubung war aber nur möglich, weil sie viele scheinbar emanzipatorische Erzählungen in Dienst nehmen konnte. Das Subjekt sind also alle, die Gefahr laufen, diese emanzipatorischen Erzählungen weiter zu propagieren und dadurch weiter diesen Beraubungen eine Stütze zu liefern.

Ihre Sicht erscheint sehr kulturpessimistisch. Es gab doch in diesem Zeitraum auch viele Fortschritte. Beispielsweise heißt es, dass der relative Wohlstand dank des Kapitalismus noch nie so groß war wie heute.

Robert Pfaller: Angesichts der Steigerung an Produktivität, die wir erreicht haben, hat sich doch das allgemeine Leben erstaunlich verschlechtert. Wir haben einen Zuwachs an neuer Armut, Bildung wird prekär, Altersvorsorge wird schwierig, man fragt sich wirklich, welche Leistungsfähigkeit dieses System besitzt, wenn es solche Mängel aufweist.

Sie beziehen sich an vielen Stellen ihres Buchs auf antike Philosophen. An welchen Konzepten orientieren Sie sich dabei?

Robert Pfaller: Es gibt einen Materialismus der Antike bei Demokrit und Epikur, da verbindet sich eine Philosophie, die auf das gute Leben ausgerichtet ist, mit bestimmten Vorstellungen von Materie, Atomismus und so weiter, hat aber viel mehr auch einen ethischen Sinn. Einer der Grundsätze von Epikur ist: Durch Wahnideen verderben sich Menschen ihr Glück. Er sagt aber auch einmal, gerade bei der Mäßigung muss man aufpassen, denn die kann man auch maßlos betreiben. Das hat mir zu denken gegeben, weil man die griechische Philosophie im allgemeinen ja eher als eine Philosophie der Mäßigung beschreibt. Seine Warnung erscheint mir von großer Aktualität, denn wir sind im Moment dabei, uns maßlos zu mäßigen.

Sie beschreiben unsere Gesellschaft als maßlos asketisch, doch auf der anderen Seite gilt gerade Epikur als jemand, der den Genuss propagiert. Wo bewegen Sie sich zwischen diesen beiden Polen Askese und Lebenslust?

Robert Pfaller: Das vordringliche Problem ist zunächst gar nicht zu sagen, welches Maß an Lust man sich gönnen soll. Die entscheidende Aufgabe der Philosophie ist eher, die Einbildungen zu mäßigen. Ich glaube unsere Lebenslust ist derzeit bedroht durch eine Organisationsform von Einbildung, die vielleicht sogar ein Kennzeichen unserer Epoche ist, nämlich eine Einbildung, die man als paranoisch bezeichnen muss.

Menschen sind ständig in einer Art Alarmzustand, wo sie ohne jede mäßigende Relativierung bereit sind, sofort Einsatz zu leisten: Die Umwelt ist bedroht, wir essen sofort kein Fleisch mehr. Die Sicherheit ist bedroht, wir ziehen sofort die Hosen aus. Demgegenüber möchte ich versuchen, mildernde Einbildungen zu kultivieren.

Der Begriff Paranoia stammt ja aus dem psychologischen Vokabular, sie bedienen sich in Ihrem Buch stark bei Freud und Lacan. Wie weit kann man solche individuell-psychologischen Vorstellungen auf die Gesellschaft übertragen und welche andere Aspekte spielen neben der Paranoia hier noch eine Rolle?

Robert Pfaller: Für mich war Freud immer auch ein Philosoph und ich sehe ihn in seinem Nachdenken über Einbildungen auch als einen würdigen Erben der antiken Philosophie. Oder auch der neuzeitlichen Philosophie, etwa von Spinoza oder Pascal, bei denen Einbildungen ebenfalls eine zentrale Rolle gespielt haben. Danach geriet das Thema seltsamerweise in der Philosophie für 150 Jahre in Vergessenheit und Freud ist deshalb möglicherweise ein besserer Erbe als manche Philosophen.

Sowohl bei Freud als auch bei Epikur werden Einbildungen immer in diesem doppelten Sinn verstanden: Es sind individuelle Ausprägungen, aber wir finden sie auch als kollektive Symptome vor. Freud hat in vielen Punkten seine Klinik, die auf individuelle Patienten bezogen

war, überhaupt nur entwickeln können, indem er die gesellschaftlichen "Normalvorbilder" der individuellen Symptome in der Gesellschaft untersucht hat. In seiner Abhandlung "Zwangshandlungen und Religionsübungen" zum Beispiel untersucht er sozusagen die religiösen Rituale als Normalvorbilder der Zwangshandlungen der Neurotiker.

Das wichtigste Theorem, auf das ich mich hier stütze, wäre vielleicht der Begriff des Narzissmus, den die Psychoanalyse mit der Soziologie teilt - der Soziologe Richard Sennett hat 1974 in seinem Buch "Verfall des öffentlichen Lebens" schon vom Begriff des Narzissmus Gebrauch gemacht, in dem Sinn, dass die alte europäische Spaltung zwischen einer privaten Person und einer öffentlichen Rolle etwa seit den sechziger Jahren in Gefahr ist, zugunsten der privaten Person liquidiert zu werden. Das wäre auch insofern narzisstisch, indem wir angeleitet sind, ganz wir selbst, ganz authentisch zu sein, also nichts zu dulden, was nicht ich-konform ist.

Psychoanalytisch kann man das noch dahingehend ergänzen, dass diesem Narzissmus immer ein Objektverlust entspricht. Wir verzichten dabei auf einen beträchtlichen Anteil des gesellschaftlichen Lebens, das notwendig ist, um dieses Glück zu ermöglichen. Bestimmtes Glück können wir überhaupt nur als gesellschaftliche Wesen empfinden und nicht als private Individuen.

Wie lässt sich nun nach Ihrer Vorstellung die kranke gesellschaftliche Seele therapieren?

Robert Pfaller: Ich glaube, dass die Philosophie einige sehr effiziente kleine Handgriffe entwickelt hat, mit denen man jemand da herausreißen kann. Man kann sich zum Beispiel die Frage stellen "Was weiß ich denn?" Das war eine skeptische Technik, sich aus fixen Ideen zu befreien, die Michel de Montaigne verfolgt hat.

Ein schöner Kunstgriff ist dem stoischen Philosophen Epiktet zu verdanken, den ich auch als einen Materialisten sehe. Als er auf einem Schiff reiste und ein Sturm aufkam und die Matrosen bleich wurden und starr vor Angst, hat er ihnen zugerufen: Was schaut Ihr den Ozean an, als ob Ihr ihn austrinken müsstet, wo zwei Liter genügen, um jeden von Euch ertrinken zu lassen. Das ist auch so ein Gegengedanke, der eigentlich paradox ist, weil er kränkend ist. Aber er holt diese starren und in panischer Paranoia befangenen Matrosen heraus aus ihrem Objektverlust und macht sie so klein, dass sie wieder mit der Welt umgehen können.

Wir waren immer gewohnt, dezisionistische Entwicklungen als hierarchisch und despotisch anzusehen und alles, was Recht und Transparenz schafft, als emanzipatorische Fortschritte. Im Moment erleben wir aber das Gegenteil. Wir erleben einen Totalitarismus mit bürokratischen Normen, der alles was der Gesellschaft an Entscheidungen nützen könnte, durch ausufernde Kontrollzwänge unterdrückt, und dem müssen wir entgegensteuern.

Können Sie dafür ein Beispiel geben?

Robert Pfaller: Die EU-Staaten hätten zum Beispiel ihre Bildungssysteme sehr leicht vereinheitlichen können - durch den einfachen Beschluss, ihre bestehenden Universitätsabschlüsse wechselseitig anzuerkennen. Stattdessen haben sie unter dem Namen "Bologna-Reform" eine ungeheure Bürokratie installiert, um die Studiengänge einander anzugleichen, was überhaupt nicht funktioniert und erheblichen Schaden angerichtet hat.

Man muss hier zur Kenntnis nehmen, dass sogar wissenschaftliche Vernunft letztlich immer ein "Faktum" (Kant) ist, das nicht im Vorhinein legitimiert werden kann. Oder wie Spinoza schrieb: Die Idee geht notwendigerweise der Idee der Idee voran. Wenn man dieses Moment von nicht legitimierbarer Entscheidung dem Zwang zur Legitimation unterwirft, dann zerstört man Realität durch ihre Aufzeichnung. Dieses Ersetzen von Entscheidung durch bürokratische Scheintransparenz ist es, was man derzeit auch als "Gouvernementalität" bezeichnet, das typische Symptom "post-politischer" Verwaltungsgesellschaften.

Was dieses Ausufern bürokratischer Kontrolle verhindern kann, zumindest auf der Ebene der Einbildungen, durch die sie sich legitimieren, ist eine Figur, die ich bei Epikur gefunden habe: die der Verdoppelung. So wie Epikur sagt, damit die Mäßigung überhaupt eine Mäßigung ist, muss man sie maßvoll einsetzen, dasselbe kann man auch über die Vernunft sagen. Man muss auch auf vernünftige Weise vernünftig sein. Wenn man überall Transparenz walten lässt, macht man die Vernunft kaputt. Dasselbe gilt auch für das Leben.

Von Juvenal stammt dieser schöner Vers: Betrachte es als die höchste Schande, das nackte Leben höher zu stellen als die Scham und um des Lebens willen die Gründe für das Leben zu verlieren. In diesem Vers verdoppelt sich die Figur des Lebens. Juvenal sagt, wenn wir alles nur tun um das nackte Leben zu retten, dann ist das Leben kein Leben mehr. Das heißt auch lebendig sind wir nur dann, wenn wir auf lebendige Weise am Leben sind.

Wenn man in klassischen politischen Kategorien denkt, setzen Sie sich mit Ihren Theorien zwischen die Stühle, weil sie sich grundsätzlich mit ihrer Gesellschaftskritik eher links ansiedeln, aber gleichzeitig emanzipatorische Bewegungen kritisieren. Wie gehen Sie mit diesem Widerspruch um?

Robert Pfaller: Ich glaube die Linke hat einen zentralen Begriff, den sie nicht vergessen sollte, das ist der Begriff der Kinderkrankheit, der von Lenin stammt. Man muss damit rechnen, dass emanzipatorische Bewegungen Gefahr laufen, von Kinderkrankheiten befallen zu werden. Der Narzissmus im Sinne von Freud ist die Kinderkrankheit par excellence.

Wenn man sich die Entwicklungen nach 1968 ansieht, dann haben die meisten emanzipatorischen Bewegungen geglaubt, sich zu befreien, indem sie sich in Richtung Selbstverwirklichung oder Subjektivität befreien. Darin liegt, wie es auch Sennett schon beobachtet hat, eine Gefahr, weil wir nicht vollkommen frei sind, wenn wir ganz wir selbst sind, und weil wir das, was wir zur Freiheit brauchen, nur dann erreichen können, wenn wir nicht ganz wir selbst sind. Beispiele wären diese zwiespältigen Genüsse, die wir überhaupt nur feiern können, wenn wir in Gesellschaft sind.

An diesem Punkt sehe ich mich in einer guten, sozusagen orthodoxen linken Tradition der Selbstkritik: Viele dieser Positionen habe ich meiner Jugend auch geglaubt und war selbst sozusagen befallen von manchen der emanzipatorischen narzisstischen Kinderkrankheiten. Man muss aber heute sehen, dass viele dieser Programme in sehr zynischer Weise von Leuten propagiert werden, die sicher genau wissen, dass das keine emanzipatorischen Erzählungen mehr sind, sondern nur noch Legitimationserzählungen für Partikularinteressen.

Kann man hier eine individualpsychologische Entwicklung auf anderen Ebenen wiederfinden, dass sozusagen nach 1968 irgendwann ein Zenit erreicht wurde und es danach wieder eine regressive Bewegung gab, man sich also wieder in das frühkindliche Stadium des Narzissmus zurückentwickelt hat?

Robert Pfaller: Ich glaube, dass wir hier mit Überdeterminierungen rechnen müssen. Viele von diesen narzisstischen Kulturentwicklungen wären bei weitem nicht so fatal verlaufen, wenn das nicht von einer ökonomischen Entwicklung der Privatisierung öffentlicher Räume begleitet wäre. Nur in diesem Gemisch von sehr rechten und sehr hierarchischen Interessen und halbwegs linken Erzählungen kommt es zu diesen sehr fatalen Entwicklungen. Erzählungen im Namen der Schwachen sind nicht automatisch emanzipatorisch

Wie kann man sich diesen Zusammenhang genau vorstellen?

Robert Pfaller: Das typische Symptom neoliberaler Beraubung besteht darin, dass der öffentliche Raum nicht mehr als ein positiver Raum definiert wird, der den Individuen Ressourcen bereitstellt, über die sie alleine nicht verfügen. Der Staat und alles was zum öffentlichen Raum gehört, wird nicht mehr als ein Versorger und Ermöglicher gesehen, sondern ausschließlich als eine Verbotsinstanz.

Dem entspricht eine Umkehrung des Appell-Typus gegenüber den Individuen. An sie wird von der Öffentlichkeit nicht mehr appelliert in einem Sinn, der ihnen etwas Neues ermöglicht. "Jetzt nimm dich mal zusammen und sei ein bisschen eleganter als sonst, denn jetzt bist du in der Öffentlichkeit." Das wäre in etwa die klassische Anrufung des italienischen Platzes in der Renaissance.

Heute hingegen dreht sich der Appell dann um und spricht die Individuen nur noch als Privatpersonen an, nicht als öffentliche Rollen; nicht mehr als Citoyens, sondern nur noch als Bourgeois oder als Idioten im Sinn der griechischen Polis, die nur noch ihre Privatbelange pflegen. Wenn man als Privatperson angerufen wird, sagt der Staat dann nur noch: "Kann es nicht sein, dass dich hier irgendwas stört?" Und dann gibt es natürlich ganz viele Leute, die etwas stört, das kann Rauchen sein, aber auch Kunst im öffentlichen Raum, da gibt's viele Möglichkeiten. Der Staat tritt dann nur noch als willfähriger Beseitiger öffentlicher Standards ein.

Das ist das Gefährliche, wo sich eine narzisstische Kulturentwicklung mit einem Repressivwerden des Staats paart. Der Staat sucht seine Legitimation für dieses destruktive, repressive Eingreifen immer im Rückhalt bei bestimmten Schwachen. Da gibt es dann Schwache, die geschützt werden müssen vor dem Rauch, an den Universitäten gibt es schwache Bildungsferne, die geschützt werden müssen vor der Universität, deswegen muss man alles total verschulen.

Das Narzisstische an diesem Bild des Schwachen, das der Reduktion auf den Idioten oder die private Identität entspricht, ist eben, dass der Schwache nichts hat, was ihn mit Welt befleckt. Er hat keine Macht, er hat keine Fähigkeit sich selbst zu überschreiten, auch einmal Citoyen, auch mal vernünftiger oder eleganter zu sein, er ist einfach nur schwach. Und nur solange er ganz schwach ist, ist er auch ganz gut; daran sieht man auch, dass das reaktionär ist. Denn wenn er einmal stärker wird - "alle Räder stehen still, wenn unser starker Arm es will" - dann ist er schon schlecht. Deshalb muss man vor allem diese Kinderkrankheit bekämpfen, dass man Erzählungen im Namen des Schwachen für emanzipatorisch hält.

Das Beispiel "Rauchverbot" zieht sich ja durch ihr aktuelles Buch und sie fordern, allgemein gesagt, ein Leben mit dem Mut zum Risiko ein. Kann man das so knapp formulieren?

Robert Pfaller: Ich rufe jetzt niemanden auf, Risikosportarten oder so etwas zu betreiben. Ich verstehe meinen Rat eher im Sinn des Epiktet, der sagt "Glaubt ihr, ihr müsst den Ozean austrinken?" Es ist ein Versuch, die Leute aus dieser Gesundheitspanik herauszureißen, mit der sie sich das Leben verderben. Man muss den Leuten einfach zurufen: "Ihr werdet sowieso alle sterben, in 100 Jahren seid ihr alle mausetot." Das einzige, was Ihr machen könnt, ist zuzusehen, dass Ihr vorher noch ein bisschen Leben habt."

Robert Pfallers Buch "Wofür es sich zu Leben lohnt — Elemente einer materialistischen Philosophie" ist im März beim S.Fischer-Verlag erschienen und kostet 19,95 Euro.

Erschienen am 21.04.2011 im Internet unter <<http://www.heise.de/tp/artikel/34/34494/1.html>>

„Das Inzestverbot ist verfassungswidrig“

Der Bundesrat will Inzest künftig erlauben, SVP, CVP und EVP reagieren darauf empört. Strafrechtsspezialist David Gibor sagt in einem Gespräch mit Claudia Blumer, warum er den Vorschlag des Bundesrats unterstützt.

Weshalb sind Sie der Ansicht, dass das Inzestverbot aus dem Strafrecht gestrichen werden sollte?

Die heutige Regelung entspricht grundsätzlich der früheren Strafnorm der Blutschande. Sie diskriminiert Menschen, ist widersprüchlich, lückenhaft und verfassungswidrig. Zudem ist seit je her unklar geblieben, wer oder was durch den Inzest überhaupt geschädigt wird und welches Rechtsgut die Inzeststrafnorm schützen will. Strafrechtliche Sanktionierung ist jedoch nur dort zulässig, wo auch definierte Rechtsgüter verletzt sind. Die Aufhebung der Inzeststrafnorm bedeutet keineswegs Enttabuisierung der Verwandtenehe, sondern einzig, dass keine Strafwürdigkeit sexueller Beziehungen zwischen erwachsenen Blutsverwandten besteht. Und schliesslich verträgt sich der strafrechtliche Schutz einer Sexualmoral nicht mit dem Respekt vor der Autonomie des Bürgers, der im Bereich der Persönlichkeitsentfaltung und Lebensgestaltung absolut souverän ist.

Was sagen Sie zur Problematik der Machtverhältnisse? Zwischen einer 18-jährigen Tochter und ihrem Vater besteht doch eine Abhängigkeit, welche die Freiwilligkeit relativiert?

Selbst, wenn diese Annahme zuträfe, begründete ein Erziehungsverhältnis allein noch keine strafrechtlich relevante Abhängigkeit. Der Beischlaf zwischen Tochter und Vater wäre als Inzestverstoss strafbar. Sollte auch noch eine sexuelle Ausbeutung infolge schwerer Abhängigkeit vorliegen, müsste der Vater mit weiteren Sanktionen rechnen. Da die Tochter bereits volljährig ist, scheidet der Straftatbestand der sexuellen Handlung mit einer Abhängigen zwar aus. Es wäre aber bei erwiesenem schwerem psychischem Druck die Vergewaltigung oder Schändung zu prüfen. Woher kommt das Inzesttabu?

Zu dieser Grundfrage finden sich umstrittene Theorien etwa bei Freud, Lévi-Strauss oder Parsons. Es wird unter anderem ein enger Zusammenhang zwischen Inzesttabu, Gewissensbildung und Sozialisation vermutet. Rechtsgeschichtlich geht das Inzestverbot auf das jüdische Gesetz im 3. Buch Mose zurück, welches die Ehe und den ausserehelichen Beischlaf zwischen Blutsverwandten unter Strafe stellte und sich damit ausdrücklich von den Sitten anderer Völker wie in Ägypten oder in Persien distanzierte, wo insbesondere die Geschwisterehe zulässig oder sogar erwünscht war.

Weshalb ist die Inzeststrafnorm verfassungswidrig?

Weil sie neben dem Schutz der individuellen, also auch sexuellen Selbstbestimmung das verfassungsmässige Individualrecht auf Familie verletzt. Dazu gehört auch, mit einer heiratsfähigen Person Kinder zu zeugen. Das oft gehörte Argument, es müsse in Beziehungen, deren Kinder ein erhöhtes Risiko für rezessiv erbliche Krankheiten haben, einer Fortpflanzung entgegen gewirkt werden, ist, zu Ende gedacht, ein Angriff auf die reproduktive Freiheit aller, also auch Nichtblutsverwandter. Solcherlei staatlich betriebene Eugenik liefe darauf hinaus, mittels Strafandrohung vermeintlich lebensunwertes Leben verhindern zu wollen. Damit würden aber alle Menschen mit defekten Erbanlagen als minderwertig und zeugungsungeeignet diskriminiert.

Die Reaktionen auf den Vorschlag des Bundesrates sind durchwegs negativ und teilweise sehr heftig.

Die Gründe dafür mögen vielfältig sein. Zu nennen sind die Auseinandersetzung mit eigenen Tabuschränken, Vorurteile hinsichtlich der Folgen inzestuöser Beziehungen, überkommene Wertvorstellungen und eine unrealistische Erwartungshaltung gegenüber den Wirkungsmöglichkeiten strafrechtlicher Regelungen. Der verbreiteten Empörung war auch zu entnehmen, dass beim Inzest erhebliche begriffliche Unsicherheiten bestehen. Inzest handelt grundsätzlich vom einvernehmlichen Geschlechtsverkehr zwischen Blutsverwandten, und zwar ohne Hinzutreten von Merkmalen wie Kindsbeteiligung, Zwang oder Gewalt, die noch höhere Strafbarkeiten begründen.

Man sagt, dass Inzest zu Erbkrankheiten führt.

Diese Redewendung gründet auf erbbiologisch längst unhaltbaren Gefahrenprognosen. Die Humangenetik lässt keinen Zweifel mehr daran, dass Inzest als solcher keine Erbgestörungen kreiert. Eine Häufung von Erbkranken bei Kindern aus Verwandtenbeziehungen vermag nur dann aufzutreten, wenn das Genom der Eltern bereits durch rezessive Merkmale vorbelastet ist, während umgekehrt bei gesunden Erbanlagen auch die Nachkommen entsprechend begünstigt sind.

Wäre das nicht ein Grund, Inzest zu verbieten?

Wäre es tatsächlich die Aufgabe des Staates, jedwedes Risiko der Weitergabe belasteter Erbanlagen zu verhindern, müsste er konsequenterweise auch zum Verbot von Geschlechtsverbindungen nichtverwandter Personen schreiten, in deren näherer Verwandtschaft dasselbe rezessive Erbleiden aufgetreten ist. An ein solches Verbot wird aber im Ernst niemand denken. Im Übrigen stellt die Inzestnorm willkürlich nur den Geschlechtsverkehr unter Strafe. Offenbar interessierte den Gesetzgeber unter dem Erbgutaspekt nicht, ob eine Blutsverwandte schwanger wird und am Ende ein gesundes Kind zur Welt bringt. Wollte der Staat wirklich das Erbgut schützen, müsste aber die künstliche Befruchtung unter Blutsverwandten strafbar sein. Gleichzeitig müsste der Beischlaf im Falle von Unfruchtbarkeit oder bei Einsatz von Verhütungsmitteln ohne Straffolge bleiben. Dies alles sah der Gesetzgeber aber eben nicht vor.

Wie gehen andere Länder strafrechtlich mit Inzest um?

Die meisten Kulturen haben zwar Inzestverbote, doch sind diese sehr unterschiedlich ausgeprägt und strafrechtlich nicht selten irrelevant. So kennen, um einige Staaten zu nennen, Frankreich, Spanien, Holland, Portugal, Belgien, Russland, Türkei, Japan und Argentinien keine Inzeststrafnorm. Begründet wird dies in der Regel damit, dass es bei einvernehmlichem Beischlaf kein Opfer gebe.

SVP-Nationalrat Alfred Heer vertritt die Meinung, dass ohne Inzeststrafnorm vermehrt Kindsmisbrauch betrieben würde. Wie sehen Sie das?

Damit stellt er sich doch auf den logischen Standpunkt, dass etwa in den europäischen Staaten ohne Inzestnorm Kinder in signifikant höherer Anzahl innerfamiliär missbraucht würden. Es ist wohl kaum nötig zu erwähnen, wie haltlos diese Ansicht ist. Mit der Streichung der Strafnorm wird nicht das sexualmoralisch begründete Inzestverbot abgeschafft, sondern bloss die verfassungswidrige Kriminalisierung des Geschlechtsverkehrs zwischen erwachsenen Blutsverwandten aufgehoben. (Tagesanzeiger.ch/Newsnetz)

Erschienen im Tages-Anzeiger, 13.12.2010, aktualisiert am 15.12.2010

Ein Fall von verbotener Geschwisterliebe vor dem Europäischen Gerichtshof

Patrick S. wuchs in Kinderheimen und Pflegefamilien auf. Im Jahr 2000 machte er sich auf die Suche nach seiner Mutter. Er fand sie - und erfuhr, dass er eine leibliche Schwester Susan hatte, in die er sich verliebte. Der folgende Tod der leiblichen Mutter schweißte die beiden zusammen, sie liebten sich. Auch körperlich. Im Jahr 2001 wurde Eric geboren, das erste von vier gemeinsamen Kindern. Doch das Familienglück währte nicht lange: Die Kinder kamen in Pflegefamilien, das Amtsgericht Leipzig verurteilte Patrick S. 2005 zu einem Jahr und vier Monaten Gefängnisstrafe. «Als persönliche Konsequenz aus dieser Verurteilung», so beschreibt es sein Anwalt Endrik Wilhelm, habe sich Patrick sterilisieren lassen. Er legte Revision ein, schließlich landete der Fall 2008 vor dem Bundesverfassungsgericht. Das verwarf jedoch die Verfassungsbeschwerde - und bekräftigte das deutsche Inzest-Verbot. Patrick S. musste noch ein Jahr in Haft. Nun liegt der Fall vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Als letzte Instanz könnten die Richter die verbotene Geschwisterliebe doch noch erlauben.

(<http://www.news.de/gesellschaft/855155093/das-deutsche-inzest-verbot-wackelt/1/>) 07.04.2011

Buchbesprechung

Hans Keilson, *Schön, gefragt zu werden*

1933 erschien sein Romandebüt, 1936 floh er nach Holland: Der Psychoanalytiker Hans Keilson hat im Alter von 101 Jahren seine Autobiographie geschrieben. Mit dem Alter kam der Ruhm, seine Bücher werden auf der ganzen Welt gelesen.

Von Volker Weidemann

19. April 2011. Hans Keilson lacht. Hans Keilson wundert sich. Ein alter Mann schaut auf sein Leben und staunt. Immer wieder wird er an diesem Nachmittag sagen: „Ist das nicht herrlich?“, und dabei fragend hinüberschauen, von seinem großen Sofa in seinem Haus in Bussum bei Amsterdam, in dem er seit mehr als fünfzig Jahren lebt. Er erzählt vom Tod und vom Leben und immer wieder lachend von diesem späten, großen, unglaublichen Ruhm. „Ja meinen Sie, dass das echter Ruhm ist? Oder ist das Mache?“ Hmm, nicht schwer, darauf zu antworten: Wenn es so etwas gibt wie echten Ruhm, ja, dann erlebt ihn der Sportlehrer, Arzt, Psychoanalytiker und Schriftsteller Hans Keilson jetzt, im Alter von 101 Jahren.

Die „New York Times“ schrieb: „Keilson ist ein Genie“; seine Bücher wurden in Amerika neu aufgelegt, wurden aus dem Stand, mehr als fünfzig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, zu Bestsellern; Übersetzungen erscheinen in der ganzen Welt, „mit Ausnahme von China und Japan“, wie er sagt; Journalisten von überallher kommen, um ihn zu besuchen, ihn auszufragen. „Ich treffe nur nette Leute“, sagt er jetzt, und wie schön es sei, gefragt zu werden.

Gespür eines nahen Untergangs

Noch schöner ist es: fragen zu können. Den letzten jüdischen Debütanten im ruhmreichen S.-Fischer-Verlag vor dem Zweiten Weltkrieg, damals noch unter der Führung des alten Samuel

Fischer. Wie das war, als er 1932 sein Manuskript abgab bei den Lektoren Oskar Loerke und Peter Suhrkamp. Den autobiographisch gefärbten Bericht über eine Jugend nach dem Kriege, den Untergang des Geschäfts seines Vaters in Bad Freienwalde, die aufkommenden Unruhen, das Gespür eines nahen Untergangs. Für den er irgendeinen pseudoliterarischen Titel vorge schlagen hatte, worauf Loerke und Suhrkamp sagten, das ginge gar nicht, ob er nicht einen ande ren wüsste, „und ich sagte ‚Das Leben geht weiter‘, und da sagten beide: ‚Das ist gut, den neh men wir.‘“

Und so ist das Buch 1933 noch erschienen. „Gerade noch rechtzeitig, um verboten zu werden“, und das Leben ging weiter, und das Buch lebte weiter, wird wieder und wieder neu aufgelegt, und jetzt und heute ist Hans Keilson auch noch der älteste Autor, von dem bei S. Fi scher je ein neues Buch erschienen ist. Es heißt „Da steht mein Haus“, liegt in allen Buchhand lungen und ist eine Autobiographie in kurzen Skizzen. Es beginnt mit der Geburt in Bad Freien walde bei Berlin im Dezember 1909, und schon auf der zweiten Seite steht: „Mein Leben und meine Erinnerungen sind verätzt von den Schwaden der Zerstörung. Auch diese Aufzeichnun gen, selbst dort, wo es sich um freundlichere, beglückende Erlebnisse handelt, deren man sich tröstlich erinnert, sind durchtränkt von bitteren Erfahrungen, unersetzlichen Verlusten und Ab schieden, freiwilligen und ungewollten, zwei Weltkriegen.“

Schwaden der Zerstörung

Ein Mann blickt zurück auf ein Jahrhundert. Sein Jahrhundert. Er erinnert sich an den Klang der Militärstiefel des Vaters im Flur des Elternhauses während des Ersten Weltkriegs, 1915 war das. Der strenge Vater, der als Frontkämpfer ausgezeichnet wurde und der dann, wie so viele andere deutsche Juden, später dachte, dass die Nazis ihn ja wohl nicht meinen, wenn sie von Volksfeinden sprechen, von Verrätern des Deutschtums. Der nicht fliehen wollte aus Deutschland, auch als die tödliche Gefahr ganz offenbar geworden war, den der Sohn dann doch zur Flucht überreden konnte, gemeinsam mit seiner Mutter. Zur Flucht nach Holland, wo Hans Keilson selbst seit 1936 lebt. Seine Flucht war gut vorbereitet. Jetzt, hier auf dem Sofa, erzählt er von ihr so: „Ich studierte in Berlin mit verschiedenen Leutchen Medizin, unter anderem mit ei nem Herrn Katz. Er wohnte bei seinen Eltern in Neukölln. Dann lernte ich meine erste Frau ken nen, und wir besuchten den Herrn Katz. Sagte seine Mutter: ‚Wenn ihr nach Holland geht - in Bussum wohnt meine Schwester.‘ Da sind wir hingegangen, sie hat uns sehr geholfen, wir sind hiergeblieben.“ Ein Leben, erzählt als Sekundenroman. - „Wir sind hiergeblieben.“

Die Eltern blieben nicht. Sie wurden von den deutschen Besatzern deportiert und in Auschwitz ermordet. „Sie wollten nicht in den Untergrund. Sie waren alt, sprachen kein Nieder ländisch. Ich konnte nichts mehr für sie tun.“ Es ist der Schmerz seines Lebens. Er hat seine El tern nicht beschützen, nicht vor dem Tod bewahren können. Seine Schwester, die nach Palästina geflohen war, hat ihm das später vorgeworfen. Wenn sie dagewesen wäre, in Holland, hätte sie ihre Eltern gerettet, hat sie zu ihrem Bruder gesagt.

Traumatisierte jüdische Waisenkinder

In seinem neuen Buch ist das die bitterste Passage, wenn er sich daran erinnert, an diese Worte seiner Schwester. Er kommt im Gespräch selbst darauf zu sprechen, sagt: „Meine Schwester habe ich ja nicht sehr vornehm behandelt“, und gibt einem recht, wenn man sagt, dass ja weite Teile seines Werkes geschrieben wurden, um den Hass zu besiegen, um noch den ärgsten Feind zu verstehen, sich dem ärgsten Feind anzunähern, wie er es vor allem in seinem Roman „Tod des Widersachers“ beschrieben hat. Und dass den Leser also diese Passagen der Unversöhnlichkeit mit der eigenen Schwester in der Heftigkeit überraschen. Er sagt: „Ich glaube, dass Sie recht haben. Aber ich hab's geschrieben und ich hab's stehenlassen. Denn dass ich meine Eltern nicht retten konnte, ist für mich ein lebenslängliches Trauma. Selbst wenn ich hier mit Ihnen sitze, ist

die Trauer nie verschwunden. Das wusste sie. Und das verzeih' ich ihr nicht. Das ist irreparabel. Verzeihen - das wäre ein Stück Lyrik, die hab' ich nicht mehr.“

Keilson hat nach dem Kriege vor allem als Psychoanalytiker gearbeitet, hatte seine Praxis hier im Haus. Das Schild steht noch vor der Tür im Garten, an der Klingel steht, dass Patienten zweimal läuten sollen. Bis vor vier Jahren hat er noch Patienten behandelt. Traumatisierte vor allem. Den größten Raum in seinem Arbeitsleben nahm die Beschäftigung mit traumatisierten jüdischen Waisenkindern ein. Seine Dissertation, die aus dieser Beschäftigung hervorging, ist ihm bis heute sein wichtigstes Buch. Patienten von einst kommen noch immer zu seinen Lesungen. „Für mich ist das eine Bestätigung, dass ich richtig gelebt habe“, sagt er. Schreiben gegen das Schweigen

Und natürlich hängt das für ihn zusammen, Psychoanalyse und Literatur. Im Gespräch mit Heinrich Detering, das sein neues Buch beschließt, hat Keilson gesagt: „Die Einsicht, dass man alles erzählen muss - dass dich das krank macht, was du verschweigst, was du auf deine Feinde projizierst -, diese Einsicht war Freuds große Leistung. Das ist meine Wahrheit. Sie hat auch etwas mit meinem literarischen Schreiben zu tun.“

Schreiben gegen das Schweigen, schreiben gegen den Hass, gegen den Vergeltungswillen. Das ist die Botschaft des Hans Keilson. Hass ist selbstvernichtend. „Meinen Sie, dass das in Deutschland verstanden wird?“, fragt er hoffnungsfroh und zweifelnd dort auf seinem Sofa, bei schwarzem Tee und Keksen. Und fügt hinzu: „Es wäre schön, wenn mir das gelungen wäre.“ Und dann sagt er noch, was für ihn das Schreiben ist, das Geheimnis des Schreibens, das Glück dabei: „Schreiben, das ist für mich eine andere Möglichkeit spazieren zu gehen, in der Welt.“ Lieber im Auge als im Herzen

Draußen ist ein grauer Tag, gelbe Forsythienblüten leuchten durch das Fenster. Hans Keilson sieht nur noch sehr schlecht, bei Regenwetter geht es besser. Also ist heute ein guter Tag zum Sehen. Er hat einen Thrombus hinter dem rechten Auge, sagt er, mit dem sehe er gar nichts mehr. Wenn man darüber nun aber sein Bedauern ausdrückt, entgegnet er gleich: „Ach, lieber im Auge als im Herzen.“ Das ist die Keilsonsche Sicht auf die Welt. Ich sehe fast nichts mehr? Ja, aber gut, dass mein Herz noch schlägt.

„Ich lebe gern“, sagt er und denkt doch viel und häufig an den Tod. Er sagt, dass er sich auf dem jüdischen Friedhof der Stadt, neben seiner ersten Frau, die vor vierzig Jahren starb, beerdigen lassen wird. Im neuen Buch steht, dass jeder Mensch den Tod in sich identifizieren müsse. „Ja“, sagt er, „der Tod spielt im Leben eine große, wenig beneidenswerte Rolle.“ Und die Frage „Welcher Tod spielt in deinem Leben eine Rolle?“, die solle man sich früh stellen. Sehr früh.

Er selbst hat sie sich früh gestellt, sie hat ihn begleitet ein Leben lang. Jetzt schaut er allem, was kommt, beinahe interessiert entgegen. So scheint es.

Ein schmales Werk

Mehrmals, an diesem Nachmittag in Bussum, zitiert er eigene Gedichte, unendlich langsam, dunkel und genau. Eines, es heißt „Dawidy“, endet so: „Verwaist, was bleibt: als wäre er nie gewesen, mein Vater - / hieß Max, trug später den verordneten Namen Israel, / mit Würde. / Hat nicht viel erzählt, hab ihn zu wenig befragt. / Keine Spuren mehr im Rauchfang der Lüfte - / sprachloser Himmel . . .“

Hans Keilson hat wunderbare Gedichte geschrieben. Einige hat er immer wieder überarbeitet, hat sie um und um gedichtet. Die Gedichte über seinen Vater vor allem - ein Leben lang. Keilsons Werk ist nicht sehr umfangreich. Die Werkausgabe, die vor einiger Zeit erschien, umfasst tausend Seiten. Sein letzter Roman ist 1959 erschienen. Was hat ihn einst zum Schreiben gebracht? Es gibt einen wunderbaren Text von Hans Keilson über Klaus Mann, den Generationengenossen, den er selbst ein paar Mal aus der Ferne sah. Er habe ihm die Welt der Literatur

erschlossen. Zunächst als literarische Figur, wenig verhüllt als Bert, der Sohn des Professor Cornelius in Thomas Manns Erzählung „Unordnung und frühes Leid“, in der der Vater erkennt, „dass möglicherweise ein Dichter in ihm steckt“. Keilson war begeistert, „es klang, als wären alle Berts in der Welt gemeint“. Klaus wurde Dichter, und Keilson tat es ihm nach. Er schreibt: „Es bedurfte des zeitgenössischen Erlebens, um die Brücke zu schlagen zu uns selbst.“

Heute ist Hans Keilson diese Brücke. Ein Ermutiger, in seinem Leben, seinem Schreiben. Eine Brücke, hinüber in die große Zeit jüdischen Lebens und Schreibens in Deutschland. Natürlich ist das das große Geheimnis seines Erfolges in aller Welt. Sein Triumph. Wenn man es ihm sagt, lächelt er. „Ja, ich kann es selbst kaum fassen. Ein kleiner Junge aus Bad Freienwalde. Ja.“

Hans Keilson: „Da steht mein Haus“. Erinnerungen. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2011, 130 S., geb., 16,95 Euro

Erschienen am 28. April in der F.A.Z.

Kommende Veranstaltungen

13. Mai, Dieter Sträuli, (Vortrag): Was ist die Psychoanalyse?. PSZ, Quellenstr. 25, 8005 Zürich 20.30

17./18. Juni, August Ruhs (Wochenendseminar): Subjektivitätswandel unter neuen Sozialisationsstypen. Klinische und alltagskulturelle Implikationen. Freitag, 20.30 Uhr, PSZ, Quellenstr. 25, 8005 Zürich. Samstag, 13 bis 17.30 Uhr, ☞ **Helferei, Kirchgasse 13, 8001 Zürich** (nicht wie früher angegeben Preyergasse 8)

Einen Tag vorher (16. Juni) findet um 20.30 Uhr im Cabaret Voltaire ein Gespräch zwischen der Filmwissenschaftlerin Veronika Rall und August Ruhs statt. Thema: Psychoanalyse und Kulturkritik. Genauere Informationen folgen im Entresol-Newsletter Nr. 10.

2./3. September, Psychoanalyse in Forschung und Praxis. Tagung mit Referaten und Werkstätten, u.a. mit Überlegungen von Daniel Strassberg, Peter Schneider und Zwi Guggenheim zu einer neuen Wissenschaftstheorie der Psychoanalyse. Psychologisches Institut, Binzmühlestr. 14, 8050 Zürich.

16. September, Robert Langnickel (Vortrag): Zeit und Psyche (Arbeitstitel). Lacan-Seminar, Preyergasse 8, 20.30 h

21. – 23. Oktober, AFP Mitgliederversammlung und Arbeitstreffen in Zürich.